

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Hauptmann Eggebrecht.

Roman von Clara Finke.

(Fortsetzung.)

Fräulein Reinhold erwiderte: „Diese Probe wollen wir bei Dir aber nicht machen, liebe Eva. Es hat schon zuviel auf Dich eingestürmt; wir wollen lieber von Ottomar plaudern."

„Jetzt nicht, liebe Hedwig. Ich bitte Dich, sage mir den Namen von Papas — Braut!"

„Laß uns endlich das für Dich so traurige Thema beenden. Du reibst Dich dabei auf."

„Nein, ich bin ganz ruhig, bitte, nenne mir den Namen!"

„Hat Dein Vater ihn Dir nicht genannt?"

„Nein, aber ich muß ihn wissen!"

Hedwig kämpfte einen Augenblick mit sich, ob sie ihn ihr nennen sollte. Da der Hauptmann es nicht gethan hatte, mußte er wohl seine Gründe dazu haben, aber es war unmöglich, dem ungestümen Drängen Evas auszuweichen, und so gab sie denn endlich nach.

„Es ist Gerda von Seldeneck," sagte sie.

„Gerda!" rief Eva schluchzend.

„Es bewegt Dich wohl, zu wissen, welch herrliches Wesen die Erwählte Deines Vaters ist? Erhaben über alles Niedere, abgewendet von allen kleinlichen Vorurteilen — kurz, ein großer Charakter. Oft habe ich Dir von ihr erzählt, die einst die Braut meines ältesten Bruders war, der so schrecklich bei dem Erdbeben von Casamicciola ums Leben kommen mußte. Du kennst Gerda aus meinen Schilderungen gewiß fast ebensogut, als wenn Du sie selbst gesehen hättest."

„Gerda von Seldeneck!" wiederholte Eva fast tonlos. Sie hatte dem, was Hedwig von der Braut erzählte, nur mit halbem Ohr gelauscht, da die neuen Gefühle, die jetzt auf sie einstürmten, ihr fast die Sinne raubten.

„Wird sie — ihn — glücklich machen?" fragte Eva endlich mit gebrochener Stimme.

„Ich hoffe es zuversichtlich, der Heirat stellen sich aber, wie Gerda mir tief bekümmert schreibt, scheinbar unüberwindliche Hindernisse entgegen."

„Welcher Art sind sie?"

„Ach, liebe Eva, frage mich nicht. Ich darf es Dir nicht sagen."

„Warum nicht?"

„Ich bin die Freundin Deiner Mutter."

„Ich errate, sie soll sich — von ihm scheiden lassen." — Eva schluchzte bei diesen Worten, da ihre Fassung sie verließ, laut auf.

„Nun muß ich Dich herzlich bitten, Kind, daß wir dieses Gespräch beenden."

„Nein, nein, ich bin stärker als Du glaubst, Hedwig. Nur das Wort hat mich erschreckt."

„Es liegt auch viel Tragisches darin."

„Und die Mutter will nicht darauf eingehen?"

„Nein, sie thut es, wie ich glaube, besonders aus Rücksicht für Dich nicht. Ich kann es ihr auch nicht verdenken, so sehr ich Deinem Vater und Gerda Vereinigung wünschte."

Eva schwieg lange. So war sie das Hindernis, das sich zwischen ihren Vater und sein Glück gestellt hatte. Sie hatte seine Klagen falsch gedeutet und seine Wünsche auf sich bezogen, während sie dem Besitz Gerdas galten.

„Weißt Du es gewiß, daß es wirklich nur diese Schranke ist, die ihn von seinem Ziele trennt?"

„Nichts anderes, liebe Eva. Ich kann es Deiner Mutter, trotzdem es sich für sie ja nur um eine Formalität handelt, nachfühlen, daß sie diesen Schritt, der ja etwas Gewaltsames hat, zu vermeiden wünscht."

„Ich muß Dir Lebewohl sagen, Hedwig," stieß Eva plötzlich heraus, „die Mutter erwartet mich!"

„Deine arme Mutter —," sagte Hedwig sinnend, indem sie voller Mitleid der Freundin gedachte.

„Wer ist ärmer als ich!" schrie es in dem Mädchen, als es wankend und sich an den Wänden festhaltend, um nicht umzusinken, im Flur der Hausthür zutaumelte . . . Da stand sie lange regungslos.

„Ich Verblendete," zürnte sie mit sich selbst, „wie konnte ich



Erster musikalischer Versuch. Nach dem Gemälde von C. von Bergen. (Mit Text.)

es mir nur anmaßen, daß ich, die dem Vater nur ein Herz voll kindlicher Liebe zu bieten hatte, dem klugen, im Sturm des Lebens gereiften Manne etwas sein könnte! Eine Gerda füllte den Platz an seiner Seite allein aus, — und sie ist seiner würdig! Aber Du sollst sehen, geliebter Vater, daß, so einfältig ich auch bin, doch verstehe, was Dich glücklich machen kann. Du sollst es werden, das gelobe ich Dir bei allem, was mir heilig ist!"

Ein großer Entschluß ließ sie ihre körperliche Schwäche überwinden. Sie hatte den Mut zu handeln und damit die Herrschaft über sich selbst gewonnen. Beflügelten Fußes eilte sie nach Hause.

13. Ein schwerer Kampf.

Leichte Schneeflocken fielen hernieder, als Eva die Straßen durchschritt, ohne daß sie dessen achtete. In tiefe Gedanken versunken, starrte sie auf dem Wege vor sich hin, und sie mußte bisweilen an sich halten, um ihre Thränen nicht hervorströmen zu lassen und den vereinzelten Leuten, die ihr begegneten, Anlaß zum Staunen zu geben.

Als sie bereits im Vorzimmer stand und die alte Dora ihr den durchnäßten Pelzkragen abnahm, verrieten ihr unstäter Blick und ihre zuckenden Lippen die tiefgehende, nur mit Mühe bemeisterte Bewegung.

Die besorgte alte Dienerin wollte eine Frage an sie richten, aber Eva schnitt ihr rasch das Wort ab.

„Wo ist die Mutter?"

„Im Atelier! Die gnädige Frau malt. Soll ich —?"

„Es ist gut, Dora, ich werde zu ihr gehen."

Eva trat in das Atelier, das sowohl von der Decke, als durch ein großes Seitenfenster, welches jetzt zum Teil durch schwere Vorhänge verhüllt war, Licht empfing. Der Raum war angenehm durchwärmt, und die behagliche, elegante Einrichtung mit ihren kostbaren Gobelins an den Wänden schien mehr einem lauschigen Boudoir als einem Maleratelier zu entsprechen.

Eva hatte sich unterwegs zurechtgelegt, was sie der Mutter alles sagen wollte, und leidenschaftliche Worte lagen ihr auf der Zunge, als sie die Schwelle des Raumes betrat. Aber diese jähe Stimmung wurde durch die müden Worte der Mutter gedämpft, welche, ohne sich umzuwenden, scheinbar noch immer in den Anblick ihrer Skizze vertieft, fragte: „Du kommst von Hedwig Reinhold?"

„Ja," erwiderte Eva kurz und hart. Sie hob mit der Hand den Fenstervorhang völlig zurück und schaute durch das halb gefrorene Fenster. Ueber der breiten Straße lag eine weiße Schneedecke, und noch immer fielen dichte Flocken herab. Ein Rabe, der auf dem Ast eines vor dem Fenster stehenden Birkenbaumes gesessen hatte, erhob sich und schwebte mit klatschendem Fluge in die beginnende Dämmerung hinaus.

Weh und Verzweiflung übermannten Eva. Ihr war es, als müßte sie wieder hinaus auf die Straße — und davonwandern, immer weiter und weiter, bis ans Ende der Welt. So lange sah sie in das Schneegestöber hinaus, bis sie, von Schwindel erfaßt, die Augen schließen mußte. Die Worte der Mutter weckten sie aus der Betäubung.

„Ich weiß nicht, was ich von Dir denken soll, Kind," sagte Elisabeth. „Nicht einen Blick hast Du für mich, nicht ein herzliches Wort. Und das gerade jetzt nach der gewaltsamen Trennung von Tante Sophie! Wie schmerzlich empfinde ich es, daß unsere Herzen auseinandergerissen sind."

Das junge Mädchen hatte sich, beim Ton der Stimme ihrer Mutter leise zusammenschreckend, umgewandt, und ihre großen, dunkelblauen Augen blickten düster unter den langen, seidenartigen Wimpern hervor. Nur ein Hauch von winterlicher Frische rötete ihre Wangen.

Nicht nur das Auge der Mutter, auch das Künstlerauge in Elisabeth erfreute sich an der schön geformten Gestalt des aufblühenden Mädchens.

Es war in der That ein seltsamer Gegensatz, den der Anblick beider Frauen bot. In den letzten Tagen schien Elisabeth gebeugter und um Jahre gealtert zu sein, während ihre Tochter die zarte Scheu der unentwickelten Jungfrau abgestreift hatte und zum Weibe herangewachsen war.

Eva eilte auf die Mutter zu und machte eine Bewegung, als ob sie vor ihr niederknieen wolle, haschte aber nur nach ihrer Hand, um die Lippen darauf zu drücken, — gleich darauf aber lag sie an ihrer Brust und ließ ihren Thränen freien Lauf.

„Eva, Eva!" rief Elisabeth, „weißt Du denn nicht, wie Du mich durch dieses ungewohnte Benehmen ängstigst? Ist denn nicht alles geschehen, um Dein Glück zu begründen? Kann ich noch irgend etwas für Dich thun — wie gerne wollte ich es, wenn es an Deinem Glücke fehlte!"

„Wirklich? O, Du gute, liebste Mutter! Aber Du weißt nicht, kannst nicht wissen — oder hast Du es doch erfahren, — hast Du erfahren, weshalb, — weshalb der Vater sich scheiden lassen will?"

„Woher weißt Du von seiner Absicht, mein Kind, die ich so ängstlich vor Dir geheim zu halten suchte? Ich wußte, welch namenlosen Schmerz es Dir verursachen würde!"

„Sage mir, ich bitte Dich, weshalb?" rief Eva in leidenschaftlicher Erregung.

„Vielleicht aus Haß, vielleicht aus Rache. Du siehst, wie er Deine kindliche Liebe vergilt!"

Wie Eva sich jetzt mit blitzenden Augen und geröteten Wangen erhob, bot sie ein reizendes Bild jungfräulichen Zornes.

„Deine Erinnerung an den Vater muß wohl ganz erloschen sein," sagte sie bitter, „sonst würdest Du ihm wohl andere als nur unedle Beweggründe zubilligen. Nein, ich bin fest überzeugt, ein Gefühl des Hasses gegen Dich hat er nie gekannt, und wenn es ihm je um Rache zu thun gewesen wäre, hätte er sich wohl eher gegen Tante Sophie gewandt, als gegen Dich."

Elisabeth nickte unwillkürlich. Sie mußte in ihrem Innern zugeben, daß Leonhard nie einen Schritt gethan hatte, um für das, was er als ein gegen ihn verübtes Unrecht fühlen mußte, eine Sühne vorzubereiten oder zu fordern. Und eine Ahnung zog durch ihr Herz, wie alles anders und besser hätte kommen müssen, wenn sie sich diesem Manne nicht verschlossen hätte, dessen Wert und Reichtum an edlen Gesinnungen sie erst jetzt zu ahnen begann. Und mit dieser Erkenntnis stahl sich auch ein Hoffnungsstrahl in ihre Seele, der jedoch nach den folgenden Worten Evas jäh erlosch.

„Aber freilich," fuhr diese fort, ohne zu ahnen, wie schwer das Gesagte ihre Mutter treffen würde, „die alte Liebe konnte er Dir auf so lange Zeit unmöglich bewahren, dazu hätte die Geduld und Nachsicht eines Engels nicht hingereicht. Wer wird es ihm verargen, daß er sich nach vielen Jahren der Enttäuschung der Sehnsucht nach einem liebenden Herzen hingab, und daß er ihm seine ganze Neigung zuwandte, als er es gefunden hatte!"

„Was sprichst Du da, Kind?"

Das Blut drängte sich ihr wie betäubend gegen den Kopf. Es war ihr zu Mute, wie einem Wanderer, der eine Lawine herabstürzen sieht, welcher er nicht mehr ausweichen kann.

Jetzt begann Eva zu begreifen, daß das, was sie der Mutter zu sagen hatte, dieser keine gleichgültige Mitteilung sein konnte, und sie zögerte mit der Antwort.

„Der Vater hat Dich doch wiederholt gebeten, in die Scheidung zu willigen," sagte sie endlich.

„Ja, und ich hatte meine Gründe dazu, sie abzulehnen!"

„Und es fiel Dir nie ein, daß es dem Vater Bedürfnis sein könne, einen neuen Herzensbund zu schließen?"

„Sophie hatte oft beteuert, daß keine Frau sich entschließen würde, dem „Wahnsinnigen" die Hand zu reichen."

„Ja, Tante Sophie, deren Rachedurst gar nicht genug gestillt werden konnte," sagte Eva, während eine Thräne des Unwillens ihr in die Augen trat, „aber sie hat nicht in Betracht gezogen, daß es Menschen giebt, deren vornehmes und selbstloses Denken solche niedrigen Berechnungen über den Haufen wirft."

Einen Augenblick kämpfte sie mit sich selbst. Sollte sie der Mutter das Gehörte mitteilen? — Ja! Sie mußte es schließlich doch erfahren, so mochte es denn aus ihrem Munde geschehen.

„Und der Vater hat eine ihm würdige Lebensgefährtin gefunden," fuhr sie fort, „er hat sich schon seit längerer Zeit mit Gerda von Seldeneck verlobt."

Elisabeth vermochte ihre dem Kinde gegenüber ängstlich gehütete Ruhe nicht länger zu bewahren, sie schnellte empor, als hätte eine Natter sie gestochen.

„Barmherziger Himmel," war alles, was sie über ihre Lippen brachte.

Eva eilte auf sie und schloß sie in ihre Arme.

„Mütterchen, wenn ich geahnt hätte —"

„Nein, nein, — es ist nichts, mein Kind, — es kam nur so überraschend, — dies ganze Gespräch hat mich überhaupt angegriffen. Meine Nerven haben in der letzten Zeit sehr gelitten. Geh, laß mich auf einen Augenblick allein!"

Eva gehorchte und huschte lautlos zur Thüre.

„Soll ich das Licht anzünden lassen?" fragte sie leise, als ob sie zu einer Kranken spräche, sich auf der Schwelle umwendend.

„Nein, laß nur," tönte es müde zurück.

Elisabeth saß allein in dem dunklen Atelier, welches nur wenig durch den leuchtenden Schnee von draußen erhellt wurde. Gestalten der Erinnerung schwebten fast greifbar vor ihrem geistigen Auge. O, wie sehr gehörte das alles der Vergangenheit an! Mit erdrückender Wucht drang die Wahrheit jetzt auf sie ein. Die schönsten Jahre ihres Lebens hatte sie geglaubt, mit der Formel ausfüllen zu können, daß die Kunst ihr alles sei, daß sie ihr Ersatz für die Freuden des Lebens biete. Mit wenigen Stößen war dieses mühsam gefügte Luftschloß zusammengebrochen.

Sie wandte sich in ihrem Sessel um, ergriff das Schüreisen und stocherte in den Kohlen des Kamins herum, daß die Funken

aufsprühten. Es war ihr, als müsse sie jede Erinnerung zu toter Asche zerstäuben.

„Gerda von Seldeneck!"

Sie ließ das Schüreisen klirrend zu Boden fallen.

Ein Gefühl der Erbitterung überkam sie, es war aber nicht der Groll der Eifersucht, der ihr Herz zusammenzucken ließ.

Sie hatte Gerda von Seldeneck zur Zeit ihrer ersten Verlobung gekannt, sie hatte selbst dem Bräutigam aufrichtigen Herzens ihre Glückwünsche dargebracht, und der junge Bildhauer, er war in ihrer Achtung gestiegen, da es ihm gelungen war, die Liebe dieses stolzen und schönen Mädchens zu gewinnen. Und ebenso stieg jetzt Leonhard in ihrer Wertschätzung. Das war nicht mehr der arme wahnsinnige Mensch, den, wie Sophie ihr vorgestellt hatte, zu fliehen, eine Pflicht der Selbsterhaltung sei. Das war der schöne und ernste Mann, der in zahlreichen Kämpfen seinen Mut und im Tempel der Wissenschaft seine Zugehörigkeit zu den führenden Geistern der Nation bewiesen hatte. Das war noch immer der vielbegehrte Leonhard Eggebrecht, dem es gelungen war, trotz der gehässigen Gerüchte, die ihn zu verderben drohten, eine so vornehme Frauenerscheinung an sich zu fesseln.

Es kam das Verlangen über sie, mehr von ihm zu erfahren, und schon, als sie beim Abendessen der Tochter gegenüber saß, brach sie das zwischen ihnen herrschende Schweigen. Sie warf eine gleichgültig klingende Frage über Leonhard hin. Sie verschlang jedes Wort aus dem Munde Evas, welche nur zu gern die Gelegenheit ergriff, noch einmal genau ihre Erlebnisse mit dem Vater zu schildern, und stets mit neuem Eifer ging das Mädchen auf die hingeworfenen Fragen Elisabeths ein.

Auch über die Verlobung mit Gerda hätte sie gern mehr erfahren, aber Eva wußte ihr nichts anderes als die Thatsache mitzuteilen.

„Ich muß offen gestehen," sagte diese, „daß ich nicht daran gedacht habe, mich nach den näheren Umständen zu erkundigen. Es hat mir genügt, daß die Wahl des Vaters über jeden Einwand erhaben ist, und dann hatte ich auch nur noch einen Gedanken, — Du wirst ihn wohl selbst erraten —"

Elisabeth schüttelte den Kopf.

„Nun gewiß, Mutter," fügte das junge Mädchen eifrig hinzu, „Du siehst doch ein, daß wir mit Freuden die Gelegenheit ergreifen müssen, dem Vater Genugthuung für seine langen Leiden zu verschaffen. Und diese Genugthuung besteht darin, daß Du ihm die Freiheit giebst, daß Du in die Scheidung willigst."

„Nein, das geht nicht," versetzte die Mutter mit fester Stimme.

„Es geht schon," sagte Eva, sie mißverstehend, „der Rechtsanwalt hat gemeint, nach Lage der Sache würde die Scheidung ohne weiteres ausgesprochen, wenn Du sie ebenfalls beantragtest."

„Das mag sein, doch in dieser Angelegenheit denke ich keinen Augenblick an mich, sondern nur die Rücksicht auf Dich ist mir maßgebend."

„Auf mich?" fragte Eva befremdet.

„Allerdings! Du bist mit Ottomar verlobt, aber noch nicht verheiratet. Es ist wohl möglich, daß er die Verlobung rückgängig macht, weil er nicht die Tochter einer geschiedenen Mutter heiraten will."

Eva wollte auffahren. „Du kennst ihn nicht, Mutter."

Elisabeth verwies sie zur Ruhe. „Laß mich zu Ende reden. Die Vergehungen der Eltern rächen sich bis ins dritte und vierte Glied, — das ist nicht nur eine biblische, das ist auch eine gesellschaftliche Wahrheit. Als die Tochter geschiedener Eltern wird man Dir in der Gesellschaft stets ein gewisses Mißtrauen entgegenbringen, und Du weißt in Deiner Unerfahrenheit nicht, liebes Kind, was das zu bedeuten hat. Unser ganzes gesellschaftliches Leben ist ein Eiertanz, und nur wenigen gelingt es, sich so hindurchzuwinden, daß der gute Ruf ganz unverletzt bleibt. Bei der geringsten Verfehlung der Konvenienz wird man den Stab über Dich brechen. Wie die Mutter, so die Tochter, wird es dann heißen."

„Aber die Scheidung ist doch nur eine Formsache!" warf sie beklommen ein.

„Alles Geschäftliche ist eine Formsache. Wir müssen die Gesetze der Konvenienz berücksichtigen, selbst wenn sie uns sinnlos erscheinen, — selbst wenn sie sinnlos sind!"

„Nein, nie und nimmermehr!" rief Eva mit funkelnden Augen. Sie schob heftig den Teller zurück und sich erhebend, stellte sie sich der Mutter gegenüber. „Mag mich Deine ganze Gesellschaft verstoßen, wenn ich mein Gewissen rein weiß. Mag sie mich richten, — ich richte sie ebenfalls, wenn sie mich daran hindern will, dem Zuge meines Herzens zu folgen und dem geliebten Vater sein wohlverdientes Glück endlich zu schaffen. O Mutter, Mutter, daß Du das nicht fühlst, daß es Dich nicht drängt, Dein schweres Unrecht wieder gut zu machen."

„Hör' auf! Es geziemt der Tochter nicht, die Mutter beständig mit Vorwürfen zu überhäufen. Hast Du denn gar kein Mitgefühl für mich übrig? Würde es Dir nicht besser anstehen, mich aufzurichten, mir mit Deiner Liebe ein Tröpflein Trost in den Leidenskelch zu mischen, anstatt mich noch tiefer zu beugen, als das Schicksal es schon gethan hat!"

„Mutter, Du zerreißest mir das Herz, ich möchte Dich ganz gewiß nicht kränken, wenn es zu vermeiden wäre. Aber wenn ich Dich schone, vernichte ich das Glück des Vaters, und auf Deiner Seite ist die Schuld, die Du abtragen mußt."

„Nicht meine Schuld, Eva, Du weißt, es waren andere, die mich beeinflußten!"

„Dennoch wird Deine Schuld dadurch nicht getilgt. Eine Frau, die ihrem Manne geschworen, in allen Lebenslagen treu bei ihm auszuharren, sollte dessen vor allen Dingen im Unglück eingedenk bleiben."

Bestürzt hatte Elisabeth zugehört. Halb zürnend, halb beschwörend ergriff sie die Hand ihrer Tochter.

„Bist Du denn nicht auch mein Kind? Bist Du nicht das meine vor allem? Habe ich Dich nicht mit aller erdenklichen Sorgfalt aufgezogen? Und nun trittst Du mir so entgegen?"

„Ja, Du hast in mir stets nur das Kind gesehen, Mutter, und ahntest nicht die starke Seele in mir, die das einem geliebten Menschen zugefügte Unrecht nicht ertragen kann. Nichts soll mir zu schwer sein, um das einmal ins Auge gefaßte Ziel zu erreichen."

Elisabeth schlug die Hände vors Gesicht. Ein Sturm wogte in ihrem Innern.

Sie konnte sich ja nicht verhehlen, daß es die Wahrheit sei, welche ihre Tochter vertrat. Sie hatte in ihrem Leben genug Ehen kennen gelernt, in welchen die Gatten getrennt und doch nebeneinander dahinlebten und hatte die Verwunderung der Verständigen darüber geteilt, daß solche Ehe bestehen bliebe. Wer konnte es Leonhard verargen, daß er nach Befreiung aus dieser Fessel verlangte, die zugleich eine Fessel seines Glückes war. Sie hatte nur den Finger zu bewegen, und abgestreift lagen die lästigen Bande, er konnte sich frei bewegen, und —.

Sie wandte sich ab und fuhr mit dem Tuch über die Augen, um die Thränen zu entfernen, die als nur zu verständliche Ergänzung ihrer Gedanken ihr über die blassen Wangen rollten.

Evas Arme legten sich ihr um den Hals. In den Thränen der Mutter glaubte sie endlich ein wärmeres Gefühl, eine Regung von Teilnahme an dem Geschick des Vaters gesehen zu haben.

War es der Fall?

(Schluß folgt.)

Die Kammerzofe.

Von Maxime Audouin. Deutsch von Wilhelm Thal.

1.

(Nachdruck verboten.)

Noch nichts?"

„Nichts!"

„Was soll nur aus uns werden?" murmelte die Großmutter ganz leise.

Ein Schweigen der Angst lastete in der bescheidenen, gerade mit dem notwendigsten Mobiliar ausgestatteten Wohnung, die die beiden Frauen im Hofe im sechsten Stock innehatten, und die aus einer einzigen Stube bestand.

Langsam hatte das junge Mädchen mit müden Bewegungen die Handschuhe ausgezogen und Kragen und Hut abgelegt. Dann hatte sie die Großmutter zärtlich geküßt, die, in ihren Shawl gehüllt, die Füße auf eine Wärmeflasche stützend, die Kniee mit einer Decke belegt, in dem ungeheizten Zimmer fröstelte, und ließ sich dann verzweifelt neben ihr auf ein Taburett fallen.

„Ach, liebe Großmama! liebe Großmama!"

Diese mutlose Klage gab beredt die Bitterkeit der zahllosen vergeblichen Bemühungen, die Schmach der Demütigungen und vor allem das unsagbare Herzeleid über die schlimmen, mehr oder weniger brutalen Vorschläge wieder, denen die armen Mädchen, die eine Stelle suchen, von der sie ihr Brot erhoffen, täglich in Paris ausgesetzt sind.

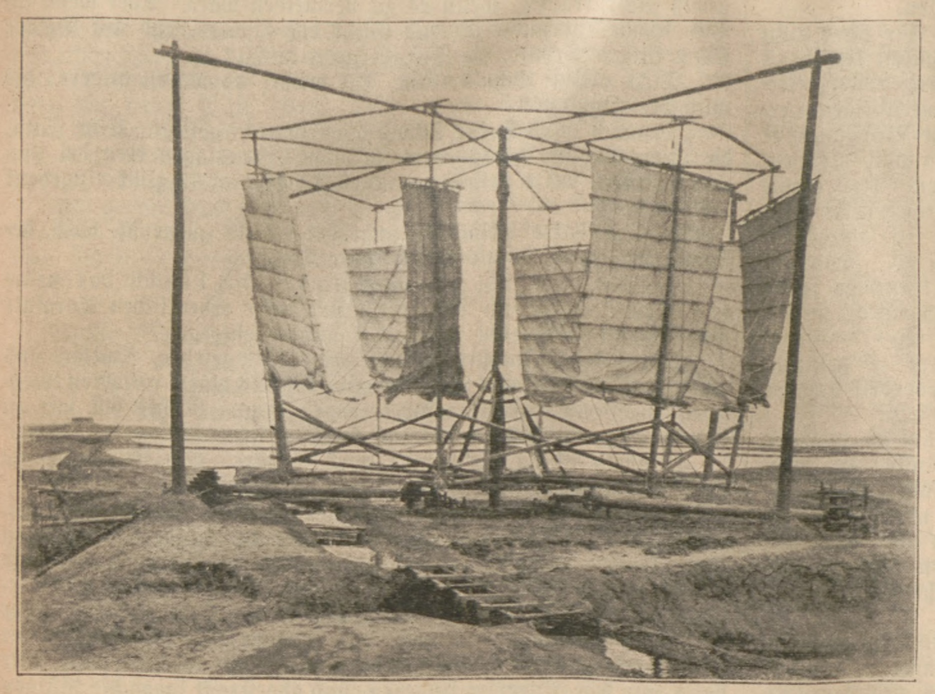
Diese aber war eine edle Natur, ausnehmend hübsch, sanft und bescheiden. Und auch gelehrt!

Denn sie besaß ihre Zeugnisse und Diplome als Lehrerin wie so viele andere unglückliche Geschöpfe, die auf der Suche nach einer Stelle oder einer Unterrichtsstunde Paris durchstreifen!

Sie hieß Elisabeth; ihr Vater, der Kapitän Duplessis, war am Sumpffieber gestorben, das er sich am Senegal zugezogen; die Mutter war ihm bald ins Grab nachgefolgt und hinterließ ihr nichts als eine kleine Mitgift, die bald vom Krach eines Bankhauses verschlungen wurde.

Elisabeth war mit achtzehn Jahren ohne Existenzmittel in der Welt allein geblieben, ja sie hatte sogar noch für die Mutter ihres Vaters zu sorgen. Da sie eine gute Erziehung genossen, so war sie drei Monate lang nach allen von den Zeitungen angegebenen Adressen gelaufen, hatte an alle Thüren geklopft, geduldig in allen Vorzimmern gewartet und gehofft, ihre Ausdauer würde das böse Geschick schließlich mürbe machen.

Doch ach, umsonst! — Zu dieser Zeit waren die letzten Geldmittel erschöpft worden, und man hatte alle Gegenstände von irgend welchem Wert nach und nach aufs Leihamt getragen.



Salzgewinnung in China. (Mit Text.)

Es war aus! Ja, noch vor wenig Minuten hatte der Portier unten auf der Treppe dem jungen Mädchen gesagt, der Wirt würde die Exmission der Mieter beantragen, wenn der rückständige Mietzins nicht in acht Tagen gezahlt würde.

Was sollte ohne Freunde, ohne Geld, ohne Wohnung aus ihnen werden in dem großen Paris, wo das Leben für die Armen so hart ist?

2.

Die letzte Nummer der Zeitung, die sie am Morgen wegen der Adressen gekauft, lag auf der Seite der Stellengesuche aufgeschlagen auf dem Tische.

In dieser Stunde höchster Verzweiflung blieben die zerstreuten Augen Elisabeths auf der Rubrik „Hauspersonal" haften, der eine endlose Liste von Stellengesuchen und Anerbietungen folgte.

Köchinnen, Kammermädchen, Hausdiener — zwei und eine halbe Spalte.

„Ach!" dachte sie traurig, „wie viele andre finden leichter eine Stellung als ich!"

Plötzlich tauchte in ihrem betäubten Hirn ein Gedanke auf, den sie zuerst zurückwies, an den sie sich dann aber gewöhnte.

Warum sollte sie nicht auch versuchen, als Dienstmädchen Stellung zu finden?

Der Gedanke wurde stärker und drängte sich ihr förmlich auf.

„Dienstmädchen? — warum nicht?" dachte sie mit wachsender Aufregung. Die Stellung, so gering sie war, hatte nichts Entehrendes im Gefolge. Denn es gehört nicht nur Mut dazu, sein Leben mit harter Arbeit zu verdienen, sondern es liegt auch in der Thatsache einer freiwilligen Entsagung ein gewisser Adel.

Ja, warum sollte sie nicht den dummen Hochmut der Geburt mit Füßen treten und ihrer Großmutter ein sicheres Auskommen und jenes Mindestmaß des Wohlbehagens zu verschaffen suchen, das für die alten Leute ebenso nötig ist, wie das Brot, das sie essen.

Dienstmädchen!

Schon hatte sich die erste Aufregung beruhigt, das Opfer war beschlossen, und das arme Mädchen begann vor den Schwierigkeiten der Ausführung zu erschrecken.

Würde sie auch die genügenden Fähigkeiten haben? Sie konnte nähen, plätten, doch bildeten ihre kleine Küche und die Instandhaltung der winzigen Wirtschaft eine genügende Vorbereitung für ihre zukünftigen Funktionen?

Endlich kam auch noch die Frage der Zeugnisse dazu . . .

„Zette!"

„Großmama?"

„Du bist ja so vertieft, mein Töchterchen?"

Nun sammelte Elisabeth all ihren Mut und bekannte errötend und verwirrt, als wenn sie eine schlechte Handlung zu gestehen hätte, mit unendlichen Vorsichtsmaßregeln und Umschweifen ihrer Großmutter ihre Absichten.

Kaum hatte die alte Dame das Opfer ihrer Enkelin erfahren, als dicke Thränen aus ihren Augen tropften.

„Zette, o Zette! was fällt Dir ein, mein Kind?"

„Ach, Mamachen, ich habe alles versucht, um mir eine Stelle zu verschaffen, die mit unserem Range in Verbindung steht. Sie kennen auch das Resultat meiner Bemühungen. Eine letzte Lösung bietet sich mir, ich habe keine Wahl, ich muß sie annehmen, und fühle mich noch glücklich, wenn es mir gelingt, das zu erlangen, was von jetzt ab das Ziel meines Ehrgeizes werden muß!"

Die Alte weinte, ihrer Ohnmacht sich bewußt, still vor sich hin; sie wußte wohl, daß sie dem Entschluß Elisabeths nur Gefühlsgründe entgegenzusetzen haben würde; sie zog das tapfere Mädchen ans Herz und sagte: „Treues, treues Kind! Dein Wille geschehe, doch sei für Deine kindliche Liebe und Deine treue Ergebenheit gesegnet!"

3.

„Ich habe eine Stelle gefunden, Mamachen!" rief sie, mit scheinbarer Fröhlichkeit ins Zimmer tretend, die zu laut war, um nicht affektiert zu sein.

„Eine Stelle?"

„Ja, das ist für uns die Rettung, fünfundvierzig Francs monatlich, außer verschiedenen andern Vorteilen. Und dann beruhigen Sie sich nur, ich werde nichts mit den groben Arbeiten zu thun haben, die mich — das gestehe ich — erschreckt hätten. Also keine Küche, sondern nur einige kleine Dienste bei einer ältern Dame."



Mutterpflichten. Gemalt von M. Schmidt. (Mit Text.)

Frau Duplessis murmelte: „Kammermädchen."

„Nein, Mamachen," versetzte Elisabeth mit geheuchelter Lustigkeit. „Gesellschaftsfräulein! . . . Doch man hat Zeugnisse von mir verlangt, denn ich habe erklärt, ich hätte schon gedient . . . ."

„Aber Zette . . ."

„Bei Ihnen, Mamachen, einer lieben Herrin, die ich anbete, die ich nie verlassen hätte, wenn nicht Schicksalsschläge Sie gezwungen hätten, sich von mir zu trennen . . . . Ich habe doch nicht gelogen . . . Trotzdem habe ich es Ihretwegen und für das Andenken meines Vaters für nötig erachtet, meinen Namen zu wechseln . . . . Fräulein Dupont . . . Merken Sie sich den Namen genau . . . Eine Vergeßlichkeit von Ihrer Seite könnte alles verderben."

„Du sprachst von Zeugnissen?"

„Nun! könnten Sie nicht in eigener Person erscheinen und mich empfehlen? Und waren Sie nicht mit Ihrer Zette zufrieden, so lange diese Ihre Wirtschaft besorgte?"

„Du bist ebenso klug als gut!"

„Also ist es abgemacht; Sie werden sich ankleiden, und nach dem letzten Frühstück, das wir zusammen einnehmen, werden Sie mich zu Frau Chevalier begleiten, damit ich meinen Dienst schon heute antreten kann."

„Was ist diese Frau Chevalier für eine Dame?"

„Sie macht auf mich den Eindruck einer vortrefflichen Frau; sie ist Witwe und hat eine Tochter, die in der Umgegend von Paris an einen Beamten verheiratet ist, und einen Sohn, der bei ihr lebt."

„Wie alt ist jetzt dieser Sohn?"

„Das weiß ich nicht, ich habe ihn nicht gesehen."

Dann rief Elisabeth: „Aber Mamachen, seien Sie doch nicht so traurig, wir sind ja jetzt, bis etwas Besseres kommt, wenigstens aus dem Elend heraus."

4.

Eine rührende Komödie spielte sich einige Stunden später in dem Salon der Frau Chevalier ab.

„Ach ja, Madame, Elisabeth hat Ihnen die Wahrheit gesagt, ich habe einer dringenden Notwendigkeit gehorchen müssen, um mich zu entschließen, mich von diesem Kinde zu trennen, das ich erzogen, das ich habe aufwachsen sehen, und das ich ebensoliebe, als wenn es meine leibliche Tochter wäre. — Sie ist sanft, bescheiden und ergeben; eine Perle, Madame, die ich Ihnen anvertraue und angelegentlich empfehle! . . Und wenn ich nicht fürchtete, Ihre Liebenswürdigkeit zu mißbrauchen, so würde ich Sie sogar bitten, ihr zu erlauben, mir von Zeit zu Zeit einige Augenblicke widmen zu dürfen . . ."

„Gewiß, Madame! . . . Jeden Sonntag halte ich mich den ganzen Tag in Etampes bei meinen Kindern auf; ich werde sie Ihnen schicken. Es wird mir eine Beruhigung sein, sie bei Ihnen zu wissen."

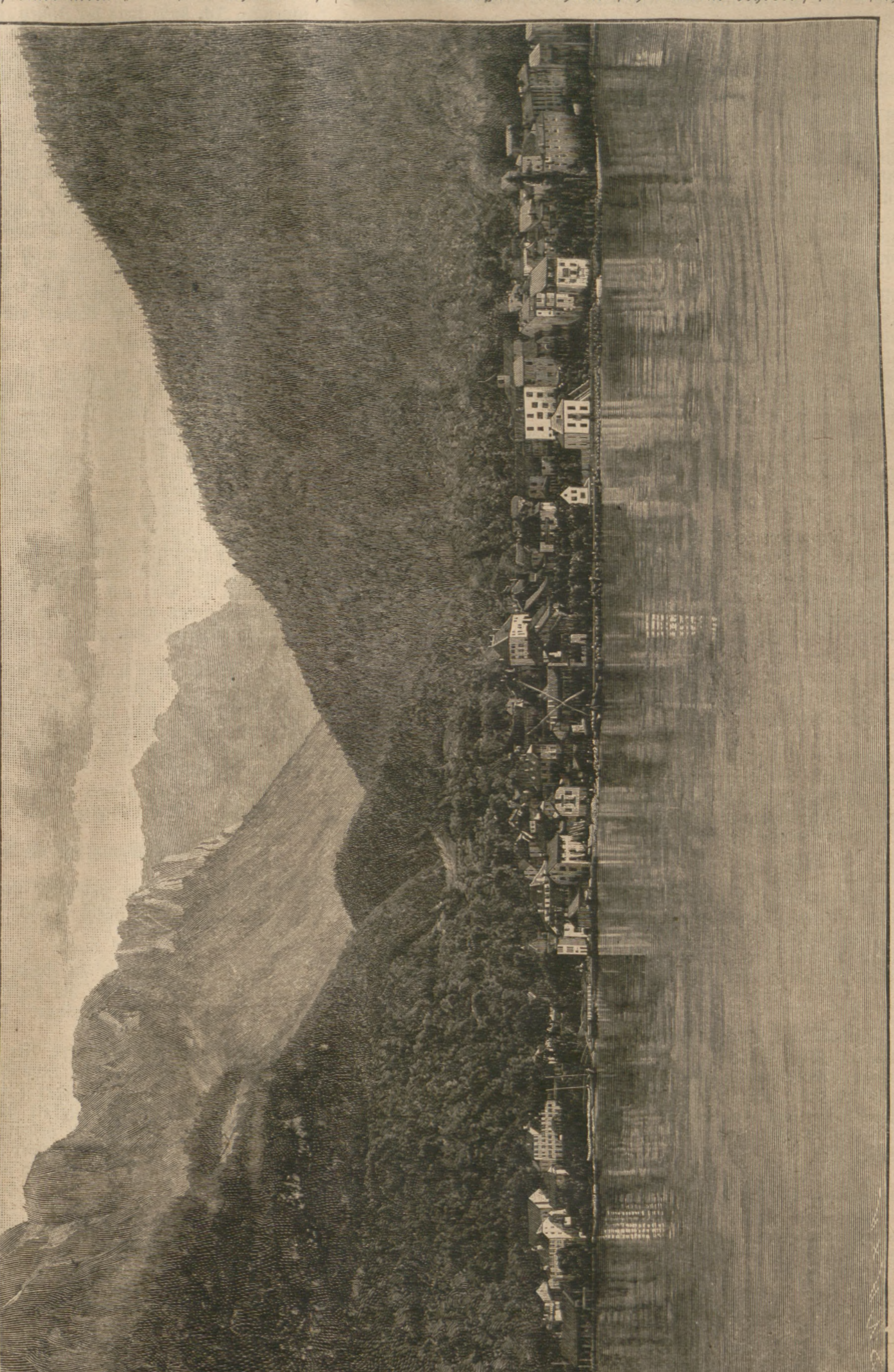
Die Stunde der Trennung hatte geschlagen, eine grausame Stunde.

„Leb wohl, mein Kind!"

Die alte Großmutter hatte sich wankend erhoben; sie versuchte nicht einmal, ihre Thränen zurückzudrängen.

„Mut," flüsterte das tapfere Mädchen, sie leidenschaftlich umarmend, „auf Sonntag, Mamachen."

Einen Augenblick später ging sie, nachdem sie die Instruktionen ihrer neuen Herrin erhalten, flink und stillschweigend und dabei so hübsch unter ihrem Zofenhäubchen an ihren Dienst.



St. Gingolph am Genfersee. Nach einer photogr. Aufnahme von L. Jullien. (Mit Text.)

5.

Sie hatte eben den Tisch gedeckt, und Madame war noch nicht erschienen, als die Thür des Eßzimmers sich öffnete und der Sohn des Hauses eintrat.

Schon auf der Schwelle bemerkte er Elisabeth, deren reines und stolzes Gesicht sich hell und klar im Scheine der Hängelampe abzeichnete.

Er betrachtete sie mit wachsender Bestürzung.

„Ja, träume ich denn?" rief er endlich. „Aber ich täusche mich nicht . . . Sie! mein Fräulein, Sie, hier unter dieser Verkleidung?"

Gaston Chevalier hatte sich als Advokat und Substitut eines Rechtsanwalts vor einigen Monaten mit der Liquidation des Bankrotts zu beschäftigen gehabt, der für die beiden Frauen den Verlust ihres geringen Guthabens im Gefolge gehabt. Da das hohe Alter der Frau Duplessis sie außer stand setzte, diese Angelegenheit zu verfolgen, so war natürlich Elisabeth die Sorge zugefallen, die Rechtsanwälte aufzusuchen. Der junge Advokat hatte sich für die hübsche Klägerin interessiert, und hätte es nur von ihm abgehangen, die Lösung wäre für sie weniger verhängnisvoll ausgefallen.

Sie ihrerseits war für seine einfache herzliche Höflichkeit, für die Hingebung, mit der er ihren Prozeß geführt, wie auch für die ganz besondere Sympathie, die er ihr gegenüber durchblicken ließ, nicht unempfindlich geblieben; sie fühlte wohl, daß sie ihm nicht gleichgültig war, und ihre Gedanken weilten mit Wohlgefallen bei ihm. Es hatte sich zwischen ihnen in dem seltsamen Rahmen der grünen Kartons und der blauen Aktendeckel etwas wie das erste Kapitel eines Romans abgespielt.

Ein Roman, der jedenfalls keine Fortsetzung hatte.

Und nun fand er sie bei sich, in seiner Wohnung, in der Livree des Dienstmädchens wieder.

Durch welche geheimnisvolle Verkettung von Umständen war das gekommen?

Er betrachtete sie, ohne ihr seine schmerzliche Verwunderung verbergen zu können. Und sie fühlte unter der Wucht seines Blickes, in dem zugleich ein Vorwurf und eine Enttäuschung lag, wie ihr Mut langsam schwand.

Endlich wagte das junge Mädchen, den Kopf zu erheben, und näherte sich Gaston nach kurzem Zögern mit flehender Miene.

„Gnade, mein Herr," rief sie, „verraten Sie mich nicht, denn man würde mich vielleicht von hier fortjagen . . ."

„Mein Fräulein!"

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig! Wenn Sie wüßten . . ."

Und in kurzen Worten erzählte sie ihm fieberhaft erregt ihre vergeblichen Bemühungen in ganz Paris, wo sie umsonst eine Stelle suchte, ihre Verzweiflung, das letzte Aushilfsmittel, zu dem eine dringende Notwendigkeit sie getrieben, und beschwor den jungen Mann schließlich, ihr Geheimnis zu bewahren.

Gaston verneigte sich, indem er mit großer Mühe seine Erregung bezwang. „Sie haben nichts von mir zu befürchten, mein Fräulein," sagte er.

Und nachdem er auf eine stumme Frage antwortete, die er in ihren schönen Augen las, fuhr er fort:

„Wenn ich auch über Ihren Entschluß im höchsten Grade bestürzt bin, so kann ich ihn doch nicht tadeln, denn er stammt aus einem großen Herzen, und das macht ihn jeder Achtung wert!"

6.

Sobald der Tisch abgedeckt war und Gaston sich mit seiner Mutter allein befand, sagte er zu ihr: „Mutter, ich bin Ihnen während des Diners zerstreut erschienen; Sie haben das bemerkt, und ich habe ein notwendiges Geständnis oder, wenn Sie das Wort verzeihen, eine Beichte bis auf diesen Augenblick verschoben."

„Ein Geständnis? Sollte es sich um etwas Ernstes, Beunruhigendes handeln?"

„Beunruhigendes? Nein, seien Sie unbesorgt; ernst — darüber mögen Sie selbst urteilen."

Und nun enthüllte Gaston Chevalier, ohne länger zu zögern, seiner Mutter das Geheimnis der schmerzlichen Komödie, deren erste Scene sich eben vor ihnen abgespielt hatte.

„Ist es möglich?" fragte die treffliche Frau, als der junge Mann seine Erzählung beendet hatte.

„Das Wahre — wissen Sie — braucht nicht wahrscheinlich zu sein; das ist hier der Fall."

„Aber dann war diese Madame Duplessis, die mir das Mädchen mit solcher Innigkeit empfohlen hat . . ."

„Jedenfalls die Großmutter, die sich zu diesem unschuldigen Betrug hergegeben hat."

„Du kennst sie also?"

Gaston setzte seine Mutter von der Vermögenslage der Damen Duplessis in Kenntnis.

„Es sind," sagte er, „sehr rechtschaffene Personen . . . Uebrigens" — fügte er hinzu, „haben Sie sich davon ja selbst überzeugt . . . Arme Frauen! in welchen Grund des Elends mußten sie fallen, daß eine Person von der Geburt und Erziehung dieses so zarten, reizenden, mit einem Worte so vollkommenen jungen Mädchens zu einem solchen Ausweg ihre Zuflucht nehmen konnte!"

„Du sprichst mit einer Wärme von ihr, die mich glauben läßt . . ."

„Nun, mein Gott, Mutter, warum sollte ich es Ihnen nicht sagen? Ich habe stets bei Ihnen gelebt und bin so den tollen Streichen meines Alters entgangen. Allerdings hat Fräulein Duplessis im Laufe unsrer geschäftlichen Unterredungen einigen Eindruck auf mich gemacht, der sehr wahrscheinlich mit der Zeit verflogen wäre, dessen Natur ich aber jetzt genau kenne."

„Wirklich?"

„Ihre Verzweiflung, ihre Aufregung, die an Heroismus grenzt, die flehentlichen Blicke, die sie an mich eben richtete, ihr Geheimnis zu bewahren, haben das vollendet, was ihre Armut begonnen hatte, und — und ja, ich liebe sie; ich fühle, sie ist die mutige und treue Gefährtin, die eine Mutter für ihren Sohn erträumen darf."

„Du gehst schnell zu Werke, Gaston!"

„O Mutter, Sie kennen mich doch; ich bin kein Kind mehr, das unüberlegte Streiche begeht. Wie Sie, frage ich nur wenig nach dem Gelde und glaube mich für zweie reich genug: ich fühle Energie genug, um den Mangel einer Mitgift durch meine Arbeit zu ersetzen."

„Gewiß!"

„Uebrigens steht es Ihnen frei, den Zufall zu benutzen, der Fräulein Duplessis in unser Haus führte, um sie genug zu studieren und sich eine sichere Meinung von ihr zu bilden. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß nichts weder in meinem Benehmen noch in meinen Worten geeignet sein soll, eine Verpflichtung gegen sie zu bilden, noch sie zu warnen, daß Sie sie einer Prüfung unterziehen. Außerdem gebe ich Ihnen mein Wort, daß, wie auch Ihre Entschließung ausfallen möge, ich mich ihr ehrfurchtsvoll unterwerfen werde."

Frau Chevalier überlegte einen Augenblick. „Gut, es sei," sagte sie, „was Du mir vorschlägst, ist vernünftig, und ich habe Vertrauen zu Dir, und Du kannst sicher sein, daß ich die Frage mit Wohlwollen und ohne jedes Vorurteil betrachte."

„Ach Mutter, wie gut Sie sind! ich danke Ihnen von ganzer Seele!"

„Es bleibt aber noch ein ziemlich delikater Punkt zu regeln; ich gebe zu, daß Fräulein Duplessis nur eine ‚Gelegenheitszofe', wenn Du willst, sein soll, doch schließlich müssen wir den Vorurteilen der Welt Rechnung tragen, und die Welt duldet nicht, daß ein junger Mann Deiner Stellung das Kammermädchen seiner Mutter heiratet."

„Bah, wir sehen doch niemand; unsre alte Köchin, die mich erzogen hat, ist verschwiegen wie ein Fisch . . . und dann . . ."

„Und dann?"

„Ein Etwas sagt mir, daß die Prüfung nicht von langer Dauer sein wird."

„Sie ist also eine Zauberin, dieses Fräulein?"

„Ja, Mutter, das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich sie liebe."

7.

Drei Wochen später, an einem Sonntagmorgen, als Elisabeth ihre Vorbereitungen traf, um der Abmachung zufolge den Tag bei ihrer Großmutter zu verbringen, sagte Frau Chevalier, sie aufmerksam beobachtend:

„Mein Kind, ich bedauere, Sie heute einer großen Freude berauben zu müssen, denn ich kann Sie nicht fortlassen: wir bleiben heute hier und bedürfen Ihrer Dienste."

Eine Wolke der Traurigkeit flog über die Stirn des jungen Mädchens, doch mit ihrer gewöhnlichen resignierten Sanftmut, ohne einen Schatten von schlechter Laune, erwiderte sie: „Ich stehe Ihnen zu Diensten, Madame, ich will nur Ma . . . meiner frühern Herrin, ein paar Zeilen schicken, damit sie sich nicht beunruhigt."

„Nicht nötig, ich übernehme es selbst, sie zu benachrichtigen. Sie wohnt doch noch unter der alten Adresse, nicht wahr? Nun, es ist gut, ich komme gerade durch diese Gegend."

Dann fügte Madame Chevalier hinzu: „Uebrigens haben wir Gesellschaft zum Frühstück, legen Sie zwei Couverts mehr auf."

Schon seit ziemlich langer Zeit war die alte Dame fort, das Essen wartete und in dem Eßzimmer, dessen Uhr die zwölfte Stunde zeigte, nahm Elisabeth die letzte Uebersicht vor, als Gaston, ohne daß sie es hörte, eintrat, geradewegs auf sie zuging, und, sie grüßend, fragte: „Mein Fräulein, wollen Sie mir die Ehre einer kurzen Unterredung erweisen?"

Sie erhob sich erschrocken. „Mein Herr!"

„Zittern Sie doch nicht so! . . . Bin ich nicht Ihr Freund? Beruhigen Sie sich doch, denn in der Mitteilung, die ich Ihnen zu machen habe, liegt nichts, was Ihnen die geringste Furcht einflößen könnte."

Er fuhr mit etwas weniger Feierlichkeit fort: „Meine Mutter weiß alles . . .“

„Ach!“ rief sie erschrocken.

„Alles! . . . Ich selbst habe es ihr am Tage Ihrer Ankunft erzählt!“

„Wie? Sie haben mich verraten? Sie?“

„Ich habe vor meiner Mutter nie etwas geheim gehalten; wie hätte ich denn vor ihrem Scharfblick die große Aufregung zurückhalten sollen, in die mich zuerst der Zauber Ihres Wesens und später Ihre rührende Hingebung versetzt haben?“

Sie schlug die Augen zu Boden, ihre Stirn färbte sich purpurrot.

„Werden Sie mir verzeihen, daß ich Sie einer peinlichen Prüfung habe unterziehen lassen, ohne die es mir vielleicht nicht möglich gewesen wäre, auf die Verwirklichung meines Wunsches zu hoffen?“

Stumm vor Staunen hörte sie, tiefbewegt, diese so zärtlichen, für sie neuen Worte an, ließ sich von ihnen einwiegen und wagte nicht zu hoffen, daß sie nicht das Spielzeug eines trügerischen Traumes sei.

„Sprechen Sie,“ wiederholte er mit zärtlicher Angst; „verzeihen Sie mir, Elisabeth?“

Sie machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

„In dieser Stunde hat sich Ihre Großmutter, die von meinen Plänen in Kenntnis gesetzt ist, bereits darüber ausgesprochen. In einem Augenblick wird sie hier sein mit meiner Mutter, deren Herz Sie ebenfalls durch Ihre liebevolle Unterwürfigkeit und Ihre unerschütterliche Güte gewonnen haben. Sie kann nicht mehr ohne Sie leben und wünscht Sie bei sich zu behalten, aber als ihre Tochter, ihre teure, geliebte Schwiegertochter!“

Ganz leise fuhr er fort: „Brauche ich Ihnen jetzt noch zu gestehen, Elisabeth, daß ich Sie liebe? . . . Ich erwarte aus Ihrem Munde die Bestätigung meines Glückes! . . . Wollen Sie meine Lebensgefährtin werden?“

Sie zitterte und murmelte dann mit glücklichem Lächeln: „Stehe ich nicht in Ihrem Dienst? Ich muß ja wohl gehorchen!“

Dann überließ sie ihm ihre Hand, die er an seine Lippen führte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre des Eßzimmers, und auf der Schwelle erschien Frau Chevalier mit der Großmutter.

„Sieh, sieh,“ rief sie fröhlich, ihr das hübsche Pärchen zeigend, „ich glaube, die Vorstellung ist beendet, und wir haben uns nichts mehr zu sagen! — Jetzt alle zu Tische! — Aber vorher komm in meine Arme, meine Tochter!“

Geschichte der Chinarinde.

Wer kennt nicht die Chinarinde und deren Heilkraft? Wohl dürfte es wenig Leser geben, welche dieselben noch nicht gebraucht hätten, aber noch weniger, welche die Geschichte und den Ursprung ihres Namens kennen. Schon vor mehreren Jahrhunderten kannten die Südamerikaner die Chinarinde; dies beweist schon der Name Quina-quina, d. h. Rinde der Rinde, weil die Verdoppelung des Namens einer Pflanze beinahe immer ein Beweis dafür ist, daß man derselben eine gewisse Heilkraft zuschreibt. Khina stammt von quina her. Linné nannte den Baum zu Ehren der Gräfin Chinchon „Chinchona“; diese Gräfin wurde im Jahre 1638 in Lima, wo ihr Gemahl als Vicekönig von Peru residierte, mit der Chinarinde vom Wechselfieber befreit. Im Jahre 1630 heilte ein Italiener den Richter von Loka mit Chinarinde von schwerem Fieber. Als der erwähnte Richter von der Erkrankung der Gräfin hörte, sandte er dem Arzte derselben eine Dose Chinarinde, mit der Versicherung, daß dieselbe ein unfehlbares Mittel gegen Wechselfieber sei. Die Gräfin erlangte auch wirklich durch den Gebrauch dieses Mittels ihre volle Gesundheit und nahm, als sie nach Spanien zurückkehrte, eine ansehnliche Menge Chinarinde in ihr Vaterland mit. Sie war also die erste, welche dieses unschätzbare Medikament nach Europa brachte; man nannte in Spanien die Rinde „Gräfinrinde“ oder „Gräfinpulver“, und ihr Arzt verkaufte ein Pfund derselben in Sevilla um 100 Reals. Nach der Genesung der Gräfin waren die Patres societatis Jesu die eifrigsten Verbreiter der Chinarinden-Einfuhr; im Jahre 1670 sandten sie ihrem Kardinal nach Rom eine große Menge Chinapulver. Von dem Jesuiten-Kardinal erhielten sämtliche Klöster Europas Chinarinde zum Geschenk, überall wandte man dieselbe an und zwar mit dem besten Erfolge. Im Jahre 1627 kaufte Ludwig XIV. von dem englischen Arzte Robert Talbor das Geheimnis der Quinâ-quina-Bereitung um den reichen Jahresgehalt von 100 Dukaten und die Verleihung eines hohen Amtes. Die erfolgreiche Benutzung der Chinarinde war schon längst allgemein bekannt, ohne daß man von dem Baume, welcher dieselbe liefert, die geringste Kenntnis gehabt hätte. Die ersten Belehrungen darüber verdanken wir jener französischen Expedition, welche im Jahre 1735 nach Südamerika segelte. Eine andere wissenschaftliche Expedition, welche die spanische Regierung gegen das Ende des 18. Jahrhunderts nach Südamerika schickte, um die auf ihrem weiten Gebiete etwa existierenden Chinchona-Waldungen auszuforschen, entdeckte wirklich einige derselben; durch diese Entdeckung ward den Wäldern von Loka die Gefahr der Ausrottung um ein Bedeutendes erleichtert. Die Region der Chinchona-Wälder erstreckt sich von dem 19. Grad südlicher bis zum 10. Grad nördlicher Breite in einer Ausdehnung von ungefähr 1740 englischen Meilen. Unter einer kühlen, gleichmäßigen Temperatur gedeihen dieselben in einer Höhe von 900 Fuße über der Meeresfläche. Der Chinchona wächst auf einem guten Boden und unter sonst günstigen Verhältnissen zu einem großen, mächtigen Baum heran. Den Verhältnissen des Bodens und des Klimas gemäß treibt er bald große, zweiglose Stämme, bald bildet er aber ein kleines, unansehnliches Gesträuche. Die Form und Größe der Blätter ist verschieden, die der besten Gattung sind lanzettförmig, von gelbroten Adern durchzogen und mit gleichgefärbten Schäften versehen. Die Blüten sind sehr klein und bilden kleine Zweige, sind gewöhnlich rosenrot, bei dem Schaft etwas blasser, die Röhren dunkelrot, die Blumenkrone mit weißen gekrausten Härchen geziert. Die Blüte der Chinchona-micrantha ist ganz weiß und hat einen angenehmen Duft. Die Chinarinde benutzte man bis ins 19. Jahrhundert hinein immer in rohem Zustande, wie die Natur dieselbe geboten; denn trotz der vielfachen Untersuchungen vermochten erst im Jahre 1820 zwei berühmte Naturforscher die in der Chinarinde befindlichen eigentlichen wirksamen Bestandteile aufzufinden, nämlich die französischen Chemiker Pelletier und Caventen. C. T.

Geduld bringt Rosen.

Es ist Geduld ein rauher Strauch,
Voll Dornen aller Enden,
Und wer ihm naht, der merkt das auch
An Füßen und an Händen.

Und dennoch sag' ich: Laß die Müh'
Dich nimmermehr verdrießen,
Sei's auch mit Thränen, spät und früh
Ihn treulich zu begießen.

Urplötzlich wird er über Nacht
Dein Mühen dir belohnen,
Wenn über all den Dornen lacht
Ein Strauß von Rosenkronen.

Wilhelm Wackernagel.



Erster musikalischer Versuch. Wer je Kinder in ihrem Thun und Treiben beobachtet, weiß, wie dieselben eine große Freude an Tönen und Geräuschen haben. Noch größer wird das Vergnügen, wenn sie selber Lärm schlagen können; je größer derselbe ist, desto völliger ist die Befriedigung. Stolz tutet das Bürschen mit einem Trichter und fühlt sich begeistert wie ein vollendeter Künstler; ein anderer bearbeitet eine Dachrinne oder einen metallenen Kessel wie eine Trommel, ein dritter bläst mit Papierstückchen über einem Kamm und so weiter. Auch unsere zwei Mädchen scheinen voller Freude zu sein über ihre musikalischen Leistungen. Sie haben einen Triangel aufgestöbert, und die ältere Schwester giebt der jüngeren Anleitung, wie man es machen muß, daß das Ding recht hell und anhaltend klingt. K.

Salzgewinnung in China. Die Einfuhr von Salz nach China ist verboten; es darf im Lande nur einheimisch gewonnenes Salz verwendet werden, und nur ganz ausnahmsweise ist es europäischen Fabriken, welche besonders reines Salz verwenden müssen, gelungen, von dem betreffenden Vicekönige die Erlaubnis zu erhalten, europäisches Salz einzuführen. Die Gewinnung des chinesischen Salzes geschieht nun in höchst einfacher Art, und zwar aus dem Seewasser. Als die deutschen Soldaten im vergangenen Sommer und Herbst an die chinesische Küste bei Taku gelangten, wunderten sie sich nicht wenig über die sonderbaren Bauwerke, die hier überall in ungeheurer Zahl zu sehen sind, und wovon unsere Illustration ein deutliches Bild giebt. Es sind dies Windmühlen eigenartiger Konstruktion, dazu bestimmt, ununterbrochen Seewasser in etwas höher gelegene Becken zu pumpen, wo dasselbe dann durch Wind und Sonne allmählich verdunstet, um schließlich seinen Salzgehalt zurückzulassen. Das so gewonnene Salz enthält in reichlicher Weise Bittersalz, was ihm einen höchst unangenehmen Beigeschmack giebt. Im allgemeinen genügt es aber dem Chinesen, und so kommt es von hier aus alsbald in brotförmigen Blöcken nach Tientsin und gelangt von da aus in den Kleinhandel. Zu Tientsin sieht man jahraus, jahrein ganze Berge dieses Salzes aufgestapelt liegen. Für den bessergestellten Chinesen ist das rohe Seesalz selbstverständlich nicht gut genug, und so wird dasselbe in einheimischen Raffinerien gereinigt. Für den europäischen Gaumen ist das Salz aber auch dann noch nicht geeignet, und so war es eine Notwendigkeit für die Expeditionscorps, ihr eigenes Salz aus Europa mitzunehmen.

Mutterpflichten. Auf dem Bilde: „Mutterpflichten“ sehen wir eine arme Vogelmama vergeblich bemüht, ihre Kinderschar satt zu machen. Die kleinen Burschen sind, seit sie das Nest verließen, erst recht Nimmersatte geworden, die jämmerlich schreien, sobald sich die Mutter sehen läßt. Wie die ihrerseits satt werden soll, ist ihre Sache.

St. Gingolph am Genfersee. Das Dorf St. Gingolph am Genfersee, dessen herrliche Lage unsre Abbildung dem Beschauer vor Augen führt, besitzt eine Eigentümlichkeit, die in unserm deutschen Vaterlande keine Seltenheit ist.

Wir haben heute noch, besonders in Thüringen, Ortschaften genug, die unter verschiedenen Herren stehen — ein Ueberbleibsel aus den Zuständen des alten heiligen Reiches deutscher Nation. Wo sich das ins heutige Deutsche Reich hinein erhalten hat, ist es eine harmlose Besonderlichkeit ohne sonderlich fühlbare Konsequenzen, da Konflikte zwischen den einzelnen deutschen Bundesstaaten ausgeschlossen sind. St. Gingolph aber ist zwischen zwei sich ganz fremd gegenüberstehenden Staaten geteilt; die eine Hälfte der zusammenhängenden Gemeinde gehört politisch zu Frankreich, die andre zur Schweiz, und zwar zum Kanton Wallis. Die mitten durch das Dorf fließende Morge bildet die Grenze. Selbstverständlich besteht zwischen den Dorfbewohnern fast kein Unterschied, sie sprechen dieselbe französische Mundart. Alles, was beiden Teilen des Dorfes gemeinsam sein kann, ist das seit länger als dreihundert Jahren. Während in Frankreich der öffentliche Grund und Boden als Staatseigentum erklärt worden ist, ward für St. Gingolph eine Ausnahme gemacht, die in keiner anderen französischen Gemeinde zu treffen ist. Die aus dem Mittelalter stammenden Gemeindewaldungen sind Gemeingut geblieben. Die beiden Gemeinden bilden ebenso eine einzige Kirchengemeinde. Kirche und Friedhof sind auf französischem Gebiet. Jede Nationalität hat ihre eigenen Volksschulen. Die Schweizer haben das Recht, ihre Kinder nach Frankreich, d. h. nach französisch St. Gingolph in die Schule zu schicken, und umgekehrt die Franzosen die ihrigen in die Schweiz, nur mit dem Unterschied, daß der Kanton Wallis ein bescheidenes Schulgeld einzieht, was man in Frankreich nicht kennt. Der Postdienst ist ebenfalls doppelt.

Koloman von Tisza †. (Mit Text.)

Koloman von Tisza. Am 23. März verschied in Budapest der frühere ungarische Ministerpräsident Koloman von Tisza. Zu Geszt im Biharer Komitat am 16. Dezember 1830 geboren, studierte er die Rechte und widmete sich alsdann dem Staatsdienst. Im Jahr 1861 wurde er ins Abgeordnetenhaus gewählt, wo er sich bald zum Führer des linken Centrums aufschwang; als solcher machte er der Deakschen Partei eine Reihe von Jahren Opposition. Erst im Jahre 1875 gab er seinen widerstrebenden Standpunkt auf und ermöglichte durch Verschmelzung seiner und der Deakschen Fraktion die Bildung der großen liberalen Partei, an deren Spitze er trat. Im Ministerum Wenkheim übernahm er im März 1875 das Ministerium des Innern und am 21. Oktober auch die Ministerpräsidentschaft, die er bis zum 13. März 1890 behielt. Nur im Jahre 1878 gab es eine kurze Unterbrechung, als die Besetzung Bosniens und der Herzegowina Schwierigkeiten bereitete; Tisza trat mit dem ganzen Ministerium zurück, übernahm aber die Regierung bald wieder, nachdem die Andrassysche Politik in den Delegationen gesiegt hatte.

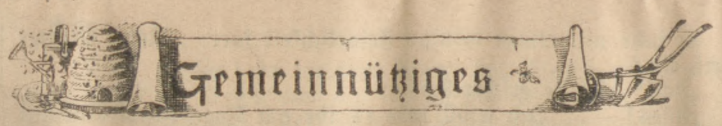


Falsch aufgefaßt. „Als Sie den Einbruch verübten, hat Ihnen da nicht Ihre innere Stimme davon abgeraten?" — Einbrecher: „Wieso? Ich bin doch kein Bauchredner!"

Abgelenkt. „Also, meine Nichte wollen Sie heiraten, können Sie sie denn auch ernähren?" — „Aber, liebe Frau Jetschke, wer wird immer gleich ans Essen denken!"

Koreanische Höflichkeit. Die Koreaner sind Gastfreunden gegenüber außerordentlich zuvorkommend und thun, was sie ihnen an den Augen absehen können. Als Kapitän Shufeld in handelspolitischen Angelegenheiten das Land besuchte, vermißte seine Tochter kurz nach der Ausschiffung ein wertvolles Armband. Der Verdacht, dasselbe entwendet zu haben, fiel auf zwei Koreaner, die an Bord des Schiffes gewesen waren, und beide wurden auf die Klage des Kapitäns hin sofort verhaftet. Eine peinlich scharfe Untersuchung folgte, ergab jedoch die völlige Unschuld der Verhafteten. Mit tiefem Bedauern verkündete der koreanische Richter dem Kapitän dieses Resultat und fügte übertrieben artig hinzu: „Wenn es die Dame indessen wünschen sollte, so sind wir gern bereit, die beiden Männer trotzdem köpfen zu lassen!" K.

Der Bruder des Königs. Prinz Ludwig von Preußen, der bereits im Jahre 1796 verstorbene Bruder des Königs Wilhelm III., hatte einem braven, kinderreichen Fischer in seiner Herrschaft Schwedt versprochen, ihm ein Haus bauen zu lassen. Der Anschlag belief sich auf 4000 Thaler, und der Prinz versprach, dieselben in vier Quartalen zu zahlen, wies auch die ersten tausend Thaler an und der Bau begann. Kurz darauf starb der Prinz, ihm folgte gar bald der Fischer im Tode nach und der Bau blieb liegen. Da machte man die Witwe darauf aufmerksam, daß eben (1797) der Bruder des Prinzen Ludwig König geworden sei und gewiß den Bau fortsetzen würde. Sofort wanderte die Witwe zu Fuß nach Berlin, kam in den Palast des Königs und verlangte, zu dem Bruder des Prinzen Ludwig geführt zu werden. Der König ließ sie vor und sie fragte ihn in ihrer plattdeutschen Sprache: „Is he de Broder van dem Prinzen Ludwig?" Als der König dies bejahte, fuhr sie fort: „Syn Broder was en ehrlich Mann, un ick denke, he wert et ock syn, un wyl he nu wat woarden is, wert he my myn Hus buen laten." — Der König erkundigte sich näher und ließ darauf der Witwe einen Befehl aushändigen, daß das Haus gebaut werden sollte. Vorsichtig erkundigte sich dieselbe aber, ob die Herren in Schwedt es wohl auch thun würden und ging endlich auf die Versicherung des Königs. In Schwedt wurde nun der Befehl pünktlich vollzogen, und als das Haus fertig war, kam die Frau wieder nach Berlin. Als sie vor dem Könige stand, sagte sie: „Wyl ick sehe, det he eben so en ehrlich Mann is, als syn Broder, so breng ick em hie en kleen Vat Nienogen (Neunaugen) vor syne Fra." Lachend nahm der König das Fäßchen und trug es selbst zu seiner Gemahlin, der er es mit den Worten übergab: „Sieh, Luise, da habe ich als König einmal etwas verdient." W.

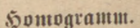


Um die Bienen an die Trinkstätten zu locken, gießt man etwas süßes Zuckerwasser in Waben, die man den Stöcken einstellt. Alsbald werden diese Waben mit Bienen dicht besetzt sein. Jetzt nimmt man sie recht behutsam mit den darauf sitzenden Bienen und trägt sie an die Tränkestelle. Ist das Zuckerwasser von den Bienen aufgesaugt, so setzen sie sich nieder, um Wasser aufzunehmen. Sie holen es dann auch das ganze Jahr hindurch von dieser Stelle. Honig verwende man zum Anlocken der Bienen auf die Tränkstellen nicht, weil er leicht Näscher und Räuber auf den Stand lockt.

Eine zeitweilige Zufuhr von Kalk im Garten ist höchst nötig, denn derselbe nährt nicht nur, sondern trägt auch zur Aufschließung der im Boden vorhandenen Nährstoffe sehr viel bei und bewirkt dadurch eine Beschleunigung des Wachstums der Pflanzen.

Reinigen der Möbel von Staub ꝛc. Möbel aus Eichenholz wasche man mit lauwarmem Bier ab und frottiere mit einem wollenen und dann mit einem seidenen Lappen tüchtig die Politur, bis dieselbe glänzend erscheint. Möbel aus Mahagoni-, Kirschbaum- und Birkenholz reinige man mit einem Gemisch von 1 Teil Petroleum und 1 Teil kaltem Wasser. Die mittelst eines leinenen Lappens gereinigten Möbel poliere man dann mit einem seidenen Läppchen nach. Um den Möbeln einen sehr schönen Glanz zu verleihen, reibe man sie mit einem Stücke wollenen Zeug, auf welches man etwas gelbe Vaseline, die jeder Droguist liefert, aufgetragen hat, tüchtig ein und poliere mit einem seidenen Tuche.

Hausbrotsuppe. Von möglichst dunklem Brote sammelt man die harten Reste und rechnet für 5 Personen etwa 4 dicke Schnitten übers Brot. Diese brüht man mit so viel heißem Wasser, als zur Suppe nötig ist, fügt einen halben Eßlöffel voll Kümmel, ebensoviel oder etwas mehr Salz und, wenn die Suppe sehr schön werden soll, auch einen Stich Butter bei. Dies läßt man 2—3 Stunden stehen und setzt es dann eine halbe Stunde vor dem Auftragen aufs Feuer, wo es tüchtig kochen muß. Indessen hat man in eine Suppenterrine 1/4 Liter gute, rohe Milch oder 1/8 Liter gute, süße Sahne gegossen, sowie ein eigroßes (nach Wunsch kleineres) Stück Molkerei-Butter gelegt. Ueber die Terrine stellt man am besten ein Haarsieb, sonst ein ziemlich feinlöcheriges aus Porzellan und gießt die Suppe langsam durch dasselbe, enthalte sich aber vielen Rührens und Drückens. Soll sie nach dem Durchgeben noch einmal aufgekocht werden, was sie gebundener macht, so darf wohl die Butter, nicht aber die Milch oder Sahne aufkochen. Man kann auch Schrotbrot jeder Art zu dieser Suppe anwenden, ebenso Pumpernickel. Des Kümmels wegen hat diese Suppe etwas sehr Gesundes und Beruhigendes und wird besonders von Migräne-Leidenden als erstes Nahrungsmittel nach dem Anfall gern genommen. Das Brot kann auch ungebrüht mit kaltem Wasser zugekocht werden.



Homogramm.

```
  C           C
C C C E E E F
  F H H H H
  H H I I L
  L L S S S
S S S S S S T
  U         U
```

Die vorstehenden Buchstaben sind nach demselben Muster und in der Weise zu ordnen, daß die dadurch entstehenden fünf Wörter der wagerechten Reihen denen der entsprechenden senkrechten Reihen gleich lauten. Die Wörter bezeichnen: 1) Ein Nahrungsmittel. 2) Einen Fluß in Oberitalien. 3) Eine Stadt in Oesterreich. 4) Eine Art Furcht. 5) Einen anderen Ausdruck für Ende. H. Vogt.

Bilderrätsel.



Auflösung.

	S	B	S	
T	O	R	T	E
P	R	E	I	S
O	T	T	E	R
	E	T	R	

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12. Ein Nachrichtensammler.
2 12 5 8 6 7 11. Anderer Ausdruck für Beweggrund.
3 8 6 7 10 5 6 7 8 10 10 11 3. Eine Giftpflanzenfamilie.
4 8 3 3 11 6 1 11 12. Berühmter deutscher Bildhauer.
5 6 7 8 6 7 10. Ein Grubenbau.
6 7 8 12 8 4 11. Eine Rätselform.
7 11 12 12 5 6 7 11 12. Ein Gebieter.
8 6 7 8 10. Ein Schmuckstein.
9 12 8 2 11 3 7 8 8 12. Eine tropische Zierpflanze.
10 5 6 7 11 12 1 11 5 5 11 3. Ein Bergvolk des Kaukasus.
11 9 9 11 1 10. Fremde Bezeichnung für Erfolg.
12 11 6 7 11 3 1 2 3 5 10. Fertigkeit im Auffinden unbekannter Größen.

Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Buchstabenrätsels: Keim, Reim, Leim, Heim. — Des Logogriphs: Gut, Blut, Flut.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.